

Geistige Wandlungen im Nahen Osten : heutige Gespräche am Nil

Autor(en): **Keller, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **15 (1947-1948)**

PDF erstellt am: **30.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEISTIGE WANDLUNGEN IM NAHEN OSTEN

Heutige Gespräche am Nil

VON ADOLF KELLER

Es bereitet sich etwas vor am Ostende des Mittelländischen Meeres. Man weiß nicht was, aber fühlt es in Aegypten, in Palästina, Syrien und Arabien. Vor wenigen Wochen sah ich in Kairo und Alexandrien, wie England Aegypten räumte — ein welthistorischer Vorgang. Die Armee zog ab mit Sack und Pack und gibt ihre «*far flung battle lines*» auf, wie Kipling prophezeit hatte. Bei einem Besuch eines deutschen Kriegsgefangenenlagers am Suezkanal fuhr ich an diesen weitgespannten britischen Militärlagern am Kanal vorbei, wo sich die Armee den Augen entzieht — und wartet. Die Panarabische Liga tagte eben in Kairo und legte Feuer unter die politischen Kessel. Der Sultan von Marokko geht nach Tanger und hält eine Rede, die der französischen Regierung mißfällt. Das sind *Feuerzeichen* in der gesamten arabisch-islamischen Welt, von Indien bis nach Marokko. Der Islam erwacht und sucht aufs neue einen selbstbewußten politischen Ausdruck.

«Versuchen Sie doch, unsern Lesern etwas davon zu sagen», riet mir der Redaktor dieser Zeitschrift. «Sagen Sie es weniger in abstrakter Verdichtung, sondern als Erlebnis, als Geschautes, Gehörtes, da Sie doch in den letzten Monaten in Aegypten so Bedeutsames mit eigenen Augen sahen.»

«Sie führen mich in Versuchung», erwiderte ich; «ich will gerne verzichten auf den Vollendungswahn und die abstrakte Synthese eines literarischen Essayismus, der Dinge in einer Abrundung und Geschlossenheit gibt, als wäre die Welt nicht Stückwerk und Abgrund, sondern ein geordneter Kosmos. Aber wer plaudert, hat für den Schweizer Leser weder Ernst noch Tiefe. Dieser ist vom deutschen Professor, vom abstrakten Geist der Ganzheit oder des Systems für sein Reden, Schreiben und Hören erzogen worden. Er hält Voltaires Rat: *Glissez mortels, n'appuyez pas* leicht für französisches Geflunker und das amerikanische Denken für banal. Und doch, wer in den Orient oder in den amerikanischen Westen geht, muß ein Stück unseres kontinentalen Denkens daheim lassen, denn es erschließt dort nichts.

Man muß sehen, hören, ahnen, riechen, plaudern oder schweigen, um Tieferes zu erhaschen; experimentieren, um hinter Geheimnisse zu kommen. Man muß aus der Stratosphäre des Abstrakten herunter und in ein Gespräch eintreten, als *homo ludens* vielleicht, wie Huyzinga sagt, um in Freiheit etwas von der Erde und den Menschen zu erhalten.»

Ich hatte das Glück, sowohl im Orient als im Okzident, in Amerika und England, lange an den Grenzen unseres europäischen abstrakten Denkens zu leben. Nach der Universität kam ich für drei Jahre in den Nahen Osten, nach Aegypten und Palästina, sah Englands Kampf um die Macht in Aegypten, das es heute räumt, die entzündliche Leidenschaft islamischer Völker. Ich sah britische Soldaten, Fellachen, Bazarhändler, Gelehrte und Märchenerzähler in Kairo und verbrachte mit Beduinen einsame Nächte in der Wüste, am Sinai und bei koptischen Mönchen in der Libyschen Wüste. Ich war seither mehrfach in jene Welt der religiösen Leidenschaft, der wilden, mystischen Askese, der grenzenlosen Gelassenheit des «*Inschah Allah*» (so Allah will) zurückgekehrt und sah in den letzten Wochen wiederum Patriarchen und Mönche, politisch abgebrühte Paschas, aber auch Bettler und Blinde, Fanatiker der Azhar-Universität und der «Muslimischen Brüder», jüdische Zionisten und die brodelnde religiöse Welt orientalischer Religionsmischungen. Mein Lebensweg hatte mich aber auch an den entgegengesetzten Pol der heutigen Zeit geführt, vor allem nach Amerika, in die stählerne Welt der Technik, des pragmatischen Denkens, eines fiebernden Aktivismus, der nicht denkt, sondern handelt, und in größte politische, soziale und religiöse Experimente hinein. Man lernt in Amerika anders sehen und reden. Dort gibt es keine Märchen, sondern Maschinen, Experimente, Wagnisse. Der amerikanische Stil ist nicht abstrakte Verdichtung, sondern zielendes Gespräch.

Dieses *Gespräch* zwischen dem *Westen und dem Osten* heute auch im Nahen Orient im Gange zu finden, erstaunt den früheren Reisenden noch mehr als die amerikanischen Kriegsschiffe am Bosphorus und die finanzielle Hilfe für die Türkei. Die früheren Karawanen amerikanischer Reisender kümmerten sich um die Pyramiden, um Dabije-Fahrten auf dem Nil, Eselritte, um den Schmuck der Nofretete, die Königsgräber der Pharaonen und die Mumien. Land und Volk gehörten zur Staffage. Heute macht derselbe Westen, *Amerika*, das Volk motorbewußt, maschinenhungrig, bereit zur Industrialisierung, wobei «auch das Schöne sterben muß»; man denke an Philae. Der amerikanische Ingenieur, die Geschäftsagenten von *International Harvester Company*, von *General Motors* und *Ford*, die wirtschaftlichen Berater, die Techniker und Journalisten großen Stils sind heute die eigentlichen Pioniere und Botschafter Amerikas. Und in den ameri-

kanischen Universitäten von Kairo und Beirut findet, mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug, eine geistige Auseinandersetzung zwischen westlicher und östlicher Kultur statt, ohne missionarische Absicht, eben als Gespräch, als Wunsch, einander zu verstehen, als geistiges Ringen und Bereitschaft zum Dienst an der Welt. Die einzige westliche Frau, die arabisch richtig deklinieren und konjugieren konnte und der ich in Aegypten begegnete, war eine Amerikanerin.

Sogar auf dem flachen Lande kann man gefragt werden: «*ente Americanu?*» (bist du Amerikaner?), «*felus kettir, hat bakschisch*», (die sind reich, gib mir einen Bakschisch). Im Gespräch mit dem Volk merkt man überall diesen Drang zur *Industrialisierung*. Ein Dorfjunge am Ismailiah-Kanal prahlt mir gegenüber, als wir eine Panne hatten und den Motor reparieren ließen: «*Itallimt el motor*» (ich habe den Motor gelernt) und demonstrierte so den Uebergang eines Bauernvolkes zur Industrie, durch die selbstverständliche Art, wie sie einen Motor hantieren, manchmal auf ihrem Lastwagen, von denen die Straße nach Ismailiah voll ist, manchmal unter dem Wagen, wenn sie ihn auf der Fahrt selbst flicken müssen. Die Maschine, die Fabrik, die Technik, der Lärm dringen in ein stilles oder leise summendes oder singendes Dorf ein. Wo früher dem Kanal entlang Kamele auf weichen Sohlen lautlos und hochmütig einerschlurften oder zierliche Eselchen trippelten, rasselt und stinkt der moderne Motor und verwandelt ein uraltes Bauernvolk. Die vier Jahrtausende, die erhaben von den Pyramiden herabschauen und davon nichts wußten, können es nicht hindern. Sie können nur stehen und staunen über nie gesehene Verwandlungen. Seit Aegypten selbständig wurde, vor wenigen Wochen, selbstbewußt, nationalistischer Sitz der Panarabischen Liga, Mitglied der Vereinigten Nationen, spannt sich ein ungeheurer elektrischer Bogen zwischen Washington und Kairo, New York und Alexandrien, und ein Gespräch wird heute geführt, im Nahen Osten, überall wo es Oel gibt, Absatz und strategische Möglichkeiten. Was man nicht hört, ist das leisere, vorausgehende Gespräch zwischen England und Amerika über den Nahen Osten und das neue *Kondominium der Westmächte*, das sie in der Stille im östlichen Mittelmeer aufbauen, nachdem das frühere britisch-ägyptische Kondominium im Sudan etwas brüchig geworden war.

Dieses Frage- und Antwortspiel zwischen Osten und Westen ist heute etwas vom Reizvollsten und Rätselhaftesten, was es in der Geschichte gibt. Kann der Westen den Osten verstehen? Abstraktes Denken hilft nicht dazu. Diese neue Begegnung des Westens mit dem Osten, dieser Funke von einem Hauptpol der Welt zu einem andern ruft erstaunliche Reaktionen hervor, so wie die Natur anders antwortet, je nachdem sie befragt wird. Eine neue geistige, politische und

religiöse Grenze ist plötzlich sichtbar geworden, an der entlang Märchenerzähler mit nüchternen Staatsphilosophen reden, die exakte Wahrheit mit der phantastischen Dichtung, die wirtschaftliche Macht mit wirtschaftlicher Gier, der konzentrierteste Wille des Westens mit jener vielleicht noch größeren Macht des Ostens, die sich in jenem gleichgültigen «*Maalesch*», jener abgründigen, passiven Gleichgültigkeit des Orientalen ausspricht. Hier, an einer imaginären Grenzlinie, gezogen von Moskau nach Kairo und Indien, stoßen größte Weltmächte zusammen: Kommunismus und Demokratie, Heidentum und Christentum, Islam und Christentum, Religion als ordnender Wille und Religion als Leidenschaft, als Weltüberwindung und als Innerlichkeit, die leidenschaftliche panarabische, islamitische Welt mit blassem abendländischem Säkularismus und fiebrigem Industrialismus.

Und hier soll ich nun, dem Wunsch des Redaktors folgend, der Versuchung widerstehen, diese Polarität geistesgeschichtlich oder philosophisch oder in ideologischer Verdichtung darzustellen, sondern im Gespräch als Gesehenes und Erlebtes anschaulich machen. Wieviel wird dabei durch das Sieb fallen!

Die erste Gelegenheit zu einem solchen Gespräch zwischen Osten und Westen war die Konferenz der *Interparlamentarischen Union*, die anfangs April in Kairo stattfand. Das ägyptische Parlament legte Gala an, schwarzen Gehrock, roten Tarbusch, Ordensbänder, schimmernde Polizei — königlichen Glanz. In diesem Gebäude, das auch in Holland oder in der Schweiz stehen könnte, machen die Paschas die ägyptische Politik und versuchen gleichzeitig, den ägyptischen Nationalismus mit einem neuen, ungewohnten demokratischen Internationalismus zu verbinden.

Ein Ausflug zu den Pyramiden und dem Sphinx verschaffte mir die Gelegenheit, diese allgemeinen Probleme in Form eines Gesprächs zu erleben, das ich mit dem Präsidenten der Konferenz, Heykal Pascha, gleichzeitig Präsident des Aegyptischen Senats, hatte.

«Exzellenz, das hat jeden Demokraten und vor allem uns Schweizer gefreut, wie Sie heute morgen an der Konferenz die Rechte und Forderungen der Kleinstaaten gegenüber den Großmächten vertraten. Ich hoffe, man hört dies in Moskau und Washington und versteht, daß hier Völker reden, nicht nur Regierungen.»

Heykal Pascha sah mich mit grauen, durchdringenden und bewußten Augen an. Aus der überreichten Einführung konnte er wissen, daß hier nicht nur ein Journalist Zeitungsfutter suchte, sondern ein Westler über jene große Weltgrenze hinweg sprach, gleichzeitig aus einer persönlichen Kenntnis des Westens wie des Ostens heraus, und so die ernsthafte Möglichkeit eines Grenzgesprächs ergründen wollte, nicht nur zwischen Ost und West im allgemeinen, sondern auch zwischen

Europa und der Kultur des alten Nillandes. Hier war ein ägyptischer Staatsmann und muslimischer Kulturträger, ein Orientale, der auch den Westen gut kennt.

Aber wo steht er eigentlich? Er trägt den roten Tarbusch und spricht ausgezeichnet Französisch. Die ägyptische Exzellenz hat die moderne französische Bildung in sich aufgenommen, kennt den Radikalismus und gottlosen Existentialismus der modernen, säkularisierten Kultur, hat gleichzeitig ein Buch über Rousseau und eines über den Propheten Mohammed geschrieben, sympathisiert gleichzeitig mit der panarabischen Liga und vertritt die Forderungen der demokratischen Interparlamentarischen Union. Klingt das zusammen?

«Es ist meine Ueberzeugung», sagte der Pascha, «daß die kleinen Länder heute die großen Ideen der Zukunft vertreten. Die großen Staaten, ob sie wollen oder nicht, begehren die Macht. Wir kleinen Staaten vertreten das Recht, das Volk und die Stimme des ‚*Common man*‘.»

«Ah, Sie zitieren den berühmten Slogan von Henry Wallace?»

«Ich vertrat Aegypten an der Konferenz von San Francisco. Wundern Sie sich nicht, wenn Sie heute eine amerikanische Stimme in Aegypten hören. England ging — Amerika kommt. Aber wir können nicht in derselben Welt leben, ohne miteinander zu reden, auch über nationale, kulturelle und religiöse Grenzen hinweg.»

Ein Photograph überfiel uns und zerriß unser Gespräch. Es ging am andern Tage weiter, als wir uns bei einem Empfang in der königlichen Domäne «Inchass» wieder trafen. Hier hatte der König ein riesiges Gut sozusagen aus der Wüste gestampft. Der Zauber heißt: Bewässerung. Mit Stolz zeigte uns König Faruk, was hier der Wüste abgerungen worden war und empfing die Konferenz nachher in einem riesigen Prunkzelt. Eben hatte ich am Buffet des Zeltes den knusprigen Flügel eines königlichen Hühnchens erwischt und zog mich damit in die Büsche des Parkes zurück, um es in Frieden zu verzehren. Dort traf ich Seine Exzellenz am selben Geschäft, und gleich setzten wir unser Gespräch über den «*common man*» fort.

«Wer ist in Aegypten der ‚*common man*‘, dem die Zukunft gehören soll?» fragte ich. «Ist es der ägyptische Bauer, der Kommunist, der kleine Beamte, der Arbeiter, der Großgrundbesitzer?»

«Vergessen Sie nicht, daß der Islam gegen den Kommunismus ist. Der islamische *Panarabismus* ist der beste Wall gegen den *Kommunismus*, der in Aegypten auch schon einzudringen sucht. Amerika führt denselben Kampf wie wir und weiß es. Darum ist es vielleicht die am meisten gehörte westliche Stimme im Osten.»

Die Frage nach den Möglichkeiten des gewöhnlichen Mannes in Aegypten blieb damit, vielleicht absichtlich, unbeantwortet. Aber der

ägyptische Politiker und Staatsmann hatte damit doch ein großes Thema berührt, die Frage nämlich: Wie und wo will das *neue Aegypten*, das sich einem neuen politischen Nationalismus und religiösen Isolationismus erschließt, Brücken zur westlichen Welt offenhalten? Heykal Pascha glaubt nicht, daß die gegenwärtige Isolierung zum Fremdenhaß führen könne. Er sieht darin etwas Vorübergehendes, das sich mehr gegen England richtet als gegen Europa und Amerika.

Der Dichter und Schriftsteller *Dr. Taha Hussein Bey* ist ein typischer Gesprächspartner in dieser *kulturellen Auseinandersetzung*. Er wohnt auf der Insel im Nil, in Zemalek. Er ist wohl der bekannteste Schriftsteller des heutigen Aegyptens und Präsident des P. E. N.-Clubs. Seine Hand tastete mir vorsichtig entgegen; denn er ist von Jugend an blind, und seine beiden erloschenen Augen sind unter dunklen Brillengläsern verborgen. In ausgezeichnetem Französisch sprach er zuerst von seiner Erziehung in der *El-Azhar-Universität* und dann von der Fortsetzung seiner Studien in Paris. Seine Frau, eine Französin, ist ihm Auge und Hand.

«Ihr Buch *„Ajjam“* (Tage), mon Bey, hat mir den tiefsten Einblick in das innere Leben der Azhar-Universität gegeben. Jetzt erst sehe ich in das Denken und Streben der Tausende von jungen Muslimen hinein, die ich dort so oft an den Säulen der Moschee zu Füßen ihrer Lehrer sitzen sah.»

«Dann sehen Sie in den größten Konflikt hinein, der heute die Kluft zeigt zwischen der alten erstarrten Schule mit viel Gedächtniskram — und einer modernen Universität. Als Scheich Abdu, dann Scheich El Mogheri und Scheich El-Razzek, auf den ich kürzlich die Gedächtnisrede hielt, noch an der Azhar wirkten, hoffte ich auf islamischer Grundlage auf eine Erneuerung alter Weisheitselemente, eine Belebung einer großen moralischen Tradition und die Möglichkeit eines Gesprächs zwischen Orient und Okzident. Es ist tragisch, mitanzusehen als ihr früherer Schüler, daß es mit diesem Gespräch zwischen Tradition und Vernunft nichts ist.»

«Waren nicht Ansätze dazu vorhanden im muslimischen Mittelalter, als die Mutaziliten den Weg der Vernunft erschlossen? Ich weiß, daß diese damals von der Schule der Hanebaliten verurteilt wurden. Aber sind dort nicht Keime für eine rationale und kulturelle Erneuerung enthalten? Denn auch das moderne Gespräch zwischen Ost und West wird auf dem Boden der Vernunft und der allgemein menschlichen Kultur geführt.»

«Das ist tot. Das Gespräch zwischen einem abgestandenen traditionellen Glauben und einem toten modernen Unglauben ist unfruchtbar. Wir müssen uns geistig entweder in unsere eigene Welt zurückziehen, und der Orient hat eine eigene Welt. In meinem Buch über Geschichten

um den Propheten Mohammed suchte ich sie festzuhalten. Es wird sogar in Mekka gelesen, trotz meiner Kritik. Oder aber wir müssen bewußt mitarbeiten an der menschlichen humanitären Kultur, die heute eine Brücke schlägt zwischen Osten und Westen.»

«Könnten Sie nicht an die Tagung der internationalen P. E. N.-Konferenz nach Zürich kommen, wo die literarische Diskussion gerade auch eine solche gemeinsame Basis zwischen Völkern, Rassen und Kulturen sucht? Wir würden Aegypten ungern dort vermissen.»

«Ich würde gerne kommen. Aber sie beginnt zu früh für mich. Ich habe die ‚*Rencontres Européennes*‘ in Genf verfolgt. Das heutige ‚*Rencontre*‘ darf nicht nur europäisch sein. Und gerade der Kontinent, Frankreich, die Schweiz, die ich besonders kenne, müssen in ein neues Gespräch eintreten. Das sind nicht nur die Sprecher Europas, nachdem England nun heraus ist, sondern derselben Linie entlang geht auch die heutige demokratische kulturelle Diskussion mit dem amerikanischen Westen.»

«Ich sprach kürzlich mit andern muslimischen Vertretern einer Menschheitskultur, die die Völker weder in ihre Rasse, noch in ihre Religion einschließen wollen und die eher in der Mystik das verbindende Element zwischen Ost und West sehen in einem Allbewußtsein einer höheren göttlichen Führung und einer menschlichen Verantwortlichkeit.»

«Diese Mystik, etwa der Sufismus oder der Babismus, hat für das heutige Aegypten nichts zu bedeuten. Der Aegypter lebt nicht in der Wüste, sondern nahe an der fruchtbaren Erde und am Nil und strebt nach der modernen Industrialisierung des Landes auch nach einer tieferen Moralisierung des Volkes, nicht durch das Christentum, das in den letzten Jahren eine traurige Führung gab, sondern durch das moralische Gesetz, durch die Brüderlichkeit des Islam, der eine viel engere Gemeinschaft und Willenshingabe verlangt, als das Christentum sie darstellt. Das Wort ‚*Achujja*‘ (Bruder) sagt praktisch mehr als das abendländische kommunistische ‚*Genosse*‘.»

«Ich kann das kaum bestreiten, nachdem ich gestern von der Höhe des Minaretts der Ibn-Tulun-Moschee herab den Gottesdienst in einer benachbarten Moschee mit ansah, wo Hunderte von Muslimen als Brüder sich gemeinsam vor Allah beugten.»

«Es ist noch nicht ausgemacht, was für ein Friedensbeitrag von den Religionen kommt. Die menschliche Vernunft, die Wissenschaft, die humane Kultur, von einer inneren Religiosität angestrahlt, scheint leichter Brücken zu bauen, und darum dürfen wir auch in einer Zeit eines wachsenden Nationalismus und religiösen Fanatismus die Bemühungen nicht aufgeben, gemeinsame Kulturwerte zugänglich zu erhalten oder zu machen.»

Freunde und Schüler kamen und gingen. Husseins Tochter brachte Kaffee. Ich suchte seine Hand mit dem Bedauern, daß wir ihn nicht am P. E. N.-Kongreß haben können. Der blinde Schriftsteller nahm die dunkle Brille ab, und seine erloschenen Augen verbreiteten Trauer und Finsternis über das geistvolle Gesicht. Hier war einer, der wußte, daß die *Tragik Aegyptens* nicht in einem bißchen mehr oder weniger Kultur oder politischer Selbständigkeit liegt, sondern in jenem furchtbaren «*Maalesch*» (es macht nichts), in jener Gleichgültigkeit, die letzte moralische Entscheidungen durch Opportunität und träges Verharren ersetzt und damit einen Charaktermangel in breiten Schichten des Volkes aufweist, der den Besten wohlbekannt ist, auch wenn sie ihn nicht eingestehen. Was heute Gegensatz ist zwischen der El-Azhar-Universität, dem Wafd und dem arabischen Nationalismus einerseits und andererseits dem rationalistischen Geist moderner Vernunft und Wissenschaft, ist heute ein *Weltkonflikt* in vielen Formen und in manchen Ländern. Das große Gespräch zwischen gläubiger Ueberlieferung und ungläubigem Säkularismus beginnt erst. Es ist wichtig, daß auch im Nahen Osten, mitten in der muslimischen Kultur, es eine Elite gibt, die das weiß und die nicht erschrickt vor solcher tiefer kultureller Auseinandersetzung, wohl nicht auf dem Boden dieser oder jener Religion, sondern auf demjenigen einer *Humanität* und tiefen Menschlichkeit, die die schönste Frucht eines religiösen Glaubens ist. Eine Elite erinnert sich im Osten an die Fruchtbarkeit und den Glanz einer solchen Auseinandersetzung, wie sie im Mittelalter unter den Omaiaden im maurischen Spanien fruchtbar wurde. Aber historische Situationen wiederholen sich nicht ohne Not.

«Es braucht für solche Auseinandersetzung viel Zeit und sehr viel ‚weiten Raum‘», sagt Hussein Bey zum Abschied. «Sie wissen, was sich die Beduinen zum Gruße sagen: ‚*Marhaba*‘ (weiten Raum), worauf der Begrüßte antwortet mit dem Wunsch: ‚*Marhabatên!*‘ — das heißt: Allah gebe dir zweimal soviel weiten Raum! Mir scheint, das heutige Aegypten braucht solchen weiten geistigen Raum, nicht nur politische Erweiterung.»

Amerika spricht bereits in diesen weiten Raum hinein, aber auch *Rußland*, das besonders auf die Phantasie der untengehaltenen Völker wirkt. Die ungeheure Kluft, die wir von den politischen Konferenzen her kennen, tut sich hier tief auf zwischen grundsätzlichen Ideologien und höchsten religiösen Zielen.

Die tiefste Einsicht in diese tragische geistige Lage findet man im Nahen Osten bei gebildeten *Juden*, die den Osten und den Westen kennen, und deren Bildung und Religion an sich Brückenfunktionen sein könnten, wenn sie eben nicht die verfolgten und verachteten Juden wären. Die Tragik der ungläubigen gebildeten Juden ist noch größer

als die der orthodoxen gläubigen Juden, die auch mitten in Verfolgung und Verachtung ihr geglaubtes geistiges Heim nie verloren.

Im Salon eines orthodoxen jüdischen Journalisten in bedeutender Stellung fand ich den hebräischen Propheten Jesaja aufgeschlagen. Er kennt ihn auswendig. Sofort gerieten wir darüber in ein exegetisches Gespräch.

«Wie übersetzt das Judentum die berühmte Stelle im ersten Kapitel von der blutroten Sünde, die doch schneeweiß werden soll? Ist das eine Verheißung der Gnade, wie wir es lasen in unserer Luther-Uebersetzung: Wenn Eure Sünden schon blutrot sind, *sollen* sie doch schneeweiß werden — oder ist es eine zweifelnde Frage: Wenn Eure Sünden blutrot sind, *können* sie dann schneeweiß werden? So übersetzt die moderne, gelehrte Kautzsche Bibelübersetzung, und die Zürcherische folgt ihr. Hat die zweifelnde Frage recht oder die überwältigende Behauptung? Wie übersetzt das Judentum?»

Der hochgebildete und gläubige Jude wandte sich heftig gegen die Skepsis der Frage. Die jüdische Uebersetzung behauptet hier die göttliche Gnade. «Hier haben wir die jüdische Prädestination ebenso stark wie die calvinistische oder die muslimische. Aber nicht eine doppelte Vorausbestimmung für Erwählung oder Verdammnis, sondern den unbedingten Glauben an den göttlichen rettenden Willen, der dem menschlichen zuvorkommt und ihn bestimmt. Daran darf sich gerade unser Volk halten, das jetzt im Vordern Orient zwischen den Mühlsteinen der Politik zerrieben wird. Vom religiösen Gesichtspunkt aus sehe ich allerdings mit einigen Befürchtungen in die nahe Zukunft. Ob ich je meine Hoffnung verwirklichen kann, mich mit dem Propheten Jesaja und den Psalmen zufrieden und sicher auf einem Hügel in Palästina niederzulassen und ein Leben der Verinnerlichung, des Geistes und des Glaubens zu führen, statt hier teilnehmen zu müssen an bitteren und fruchtlosen politischen Kämpfen, die die Welt zerreißen? Wir Juden stehen zwischen den Welten und Zeiten, schauen in ungeheure Welträume hinein und wandern wie Ahasverus durch sie hindurch. Das jüdische Problem ist unlösbar, und der Jude, ob er sich anpaßt oder ob er sich auf sich selber besinnt und versteift, ist heute noch der wahre Heimatlose.»

«Aber wo ist denn heute das Christentum *daheim*?» wandte ich ein. «In dem sich religiös wie sozial aufreibenden Europa? In dem heutigen stürmenden Amerika? Oder im afrikanischen Busch und auf einsamen Inseln der Südsee? Sicher nicht im Orient; auch hier wird es enturzelt und heimatlos — vielleicht aufs neue verfolgt.»

Aehnliche Befürchtungen hegte der andere skeptische und positivistische Jude, der eine ungewöhnliche Kenntnis der Probleme besitzt und ebenso bewandert ist in den Fragen der französischen Existential-

philosophie und des politischen Kommunismus wie in jenem modernen Konflikt, von dem der Dichter Taha Hussein sprach, zwischen moderner skeptischer Wissenschaftlichkeit und Kultur und andererseits dem tiefen religiösen Sehnen einer Elite, die an der gestaltenden Kraft dieser Mächte verzweifelt. Der Ueberfall von Zagazig, der sich gegen die koptische Kirche wandte, scheint ihm nur ein Alarmsignal zu sein für die Verschärfung des *religiösen Gegensatzes*, der auch von der reaktionären El-Azhar-Universität her, vom Wafd und von den «Muslimischen Brüdern» genährt wird. Er könnte leicht übergreifen auf andere christliche Religionsgemeinschaften, und die Maroniten im arabischen Libanonstaat beginnen es bereits zu ahnen. Die Juden ahnen auch, was sich in Palästina selbst ereignen kann in der nahen Zukunft, wenn der religiöse Fanatismus den politischen anstachelt. Deshalb möchte sich dieser ungläubige, aber wissende Jude lieber nicht nach Palästina zurückziehen, sondern zu den Zedern am Genfersee oder den Birnbäumen am Zürichsee, in einen Zustand des Friedens, den man sich im Arabischen ständig anwünscht mit dem Gruß ‚*Salaam alek*‘, was übrigens heißen will: Der Friede Allahs sei mit dir; weshalb dieser Gruß nicht den Ungläubigen gilt und von ihnen sogar zurückgefordert werden kann von fanatischen Muslimen.

Die *christlichen Führer* des Orients sehen selbst mit Besorgnis in die nahe Zukunft hinein, die sich ihnen von seiten eines erwachenden Fanatismus und Nationalismus auftut.

Vor wenigen Tagen besuchte ich Seine Seligkeit, den *Koptischen Patriarchen* in seiner Residenz, wie schon vor fünfundzwanzig Jahren. Er trägt einen eigentümlichen schwarzen Turban und den Bischofsstab und spricht fast nur arabisch. Ich erwies ihm meine Reverenz und sprach von der nächsten ökumenischen Konferenz in Amsterdam, wo die *ökumenische Welt* diesmal auch diese älteste christliche Kirche Aegyptens erwartet.

«Werden dort auch Reformierte dabei sein?», fragte der Würdenträger. Ich fühlte, daß die Reformierten für diese orientalischen Christen am äußersten Rande christlicher Möglichkeiten stehen. Sie haben eben seit hundert Jahren die amerikanische presbyterianische Mission neben sich.

«Haben die Reformierten auch Bischöfe?», fragte er. «Zeigen Sie mir den Unterschied zwischen Lutheranern und Reformierten.»

Aufgefordert, las ich ein kleines Kolleg vor dieser orientalischen Seligkeit über die Stellung Calvins zur bischöflichen Verfassung und erwähnte die Tatsache, daß es zum Beispiel in Ungarn calvinistische Bischöfe gibt.

«Das beruhigt mich», sagte er, worauf ich mir sachte anzufragen erlaubte, was heute der Monophysitismus für die koptische Kirche

bedeute (die Lehre von der *einen* göttlichen Natur Christi). Der Patriarch wollte seine und die äthiopische Kirche nicht auf das westliche Verständnis dieser Lehre festlegen lassen und versprach mir, eine theologische Abhandlung darüber von seinem Hoftheologen zu senden. Das geschah seither.

Die ganze koptische Welt ist heute in Angst und Aufregung wegen des Vorfalles in Zagazig, bei dem eine *koptische Kirche* angegriffen und Kopten mißhandelt wurden von dem aufgehetzten Pöbel. Der Vorfall war so ernst, daß der Ministerpräsident dem Patriarchen einen Entschuldigungsbesuch machte. Aber der Patriarch wollte das, was in allen Zeitungen stand, nicht zur Diskussion bringen, weil er, aus Furcht vor solchen Erörterungen mit dem Ausland, aufs neue das Mißtrauen auf die Kopten zu lenken fürchtet. Aber alle die kleinen Splitterkirchen des Nahen Ostens wie die Orthodoxen, die Maroniten im Libanon, Nestorianer und Syrischen Christen, Unierte und Armenier fürchten aufs neue, daß aus dem Absolutismus des erwachenden Islam eine neue Intoleranz hervorbrechen könnte, unter dem Drängen der «Muslimischen Brüder» und der panarabischen, religiös intransigenten Union. Keine Religion, die eine absolute Wahrheit besitzt, keine Kirche, die unfehlbar ist, kann tolerant sein. Dies ist konsequenterweise weder in einer dogmatischen christlichen Kirche noch in dem unbedingten Sendungsbewußtsein des Islam möglich, der sogar den «Djihad», den heiligen Krieg, zu den religiösen Pflichten rechnet.

Vor einigen Jahren legte zwar an einer Religions-Weltkonferenz in London vor der islamischen Abteilung der Scheich der großen Moschee El Azhar, namens El Mogheri, eine Deutung des «*Djihad*» vor, die mich erstaunte. Er deutete diese religiöse Pflicht zum Krieg um in einen unmilitärischen, charaktervollen Einsatz des Gläubigen für seine Ueberzeugung.

War dies eine religiöse Wandlung oder «*window dressing*», religiöser Bluff für das Gespräch zwischen Osten und Westen?

Es ist nicht leicht, durch die Leidenschaften und politischen Kämpfe des Tages heute durchzusehen in die letzten bewegenden menschlichen und religiösen Kräfte, die entweder einer fruchtbaren Auseinandersetzung zutreiben oder aber heftigen und fanatischen Kämpfen. Die *Schweiz* besitzt im Nahen Osten eine Reihe von hervorragenden Gelehrten, ohne deren sprachliche Forschung alle solchen Diskussionen in der Luft hängen. Die arabische und muslimische Welt erschließt sich dem Westen nur sehr schwer und höchstens mit dem Einsatz eines vollen Lebenswerkes. Was Prof. Combe, Prof. Rahn, Prof. Meier, und früher Prof. Tschudi, Prof. Jakob Heß und mein Lehrer Mez hier geleistet haben an sprachlichem Unterbau und psychologischer Vertiefung und Erforschung, oder was Prof. Arnald Steiger gerade in der

Auseinandersetzung dieser Kulturwelten entdeckte, ist höchst anerkennenswert und hat auch dem Schweizer Namen in wissenschaftlichen Kreisen Aegyptens hohe Achtung eingetragen, besonders seitdem Tschudi nicht nur die religiöse Intoleranz des Islams sah, sondern auch seine hervorragende politische Toleranz betonte. Das Schweizerische Institut für Auslandsforschung wird hier sicher Stützpunkte haben.

Neben diesen Gesprächen der Vertreter verschiedener Kulturen geht natürlich bei einem Besuch das Gespräch mit unsern *Schweizern* seinen stillen Gang; auch sie sind von Sorgen erfüllt. Denn der neue Nationalismus wird auch die Wirtschaft und ihre Geschäfte nationalisieren und die Fremden sachte herausdrängen, fürchten sie. Es war schön zu sehen, daß die meisten von ihnen neben solchen internationalen Sorgen auch von den nationalen Sorgen bewegt waren, die die Schweiz und die Frage meines Vortrags betrafen: «Was hat die Schweiz aus dem Kriege gelernt?» Darüber fand in den *Schweizerclubs* und in der *Neuen Helvetischen Gesellschaft* ein eingehendes und offenes Gespräch statt. Der Vortragende leitete es in dieser positiven Form ein. Ein großer Teil zielte aber auf die umgestellte Frage: «Was hat die Schweiz aus diesem Kriege *nicht* gelernt?» Es ist leider viel.

Das letzte «Gespräch» fand statt in Form eines Streichquartetts bei Freunden. Das Meer schimmerte und rauschte machtvoll ans Land. Ihm antwortete jenes höhere geistige Rauschen, das aus einem Quartett von Beethoven und aus Schumanns Quintett jener Gewalt des Meeres entgegen konnte. Ein Gespräch zwischen Natur und Kunst. Sie antworteten sich aus geheimer, überwältigender Fülle. Es war aber auch ein Gespräch zwischen dem Westen und dem Nahen Osten. Auf der Straße sang ein Araber in näselndem Ton «*Ja Léli*» vor sich hin. Hier aber, in diesem europäischen Quartett, wurde eine Sprache des Westens gesprochen, die im Osten nicht jeder versteht, überhaupt nur der, der Ohren hat zu hören. Aber brauchen sich denn der Orient und der Okzident in allem zu verstehen? (Behalten wir nicht stets etwas für uns?) In vielem unbedingt, weil sie miteinander reden, handeln, bauen, eine neue Welt aufrichten müssen aus den vielen auseinandergefallenen Welten, deren Trümmer auf uns liegen. Der Einklang ist noch nicht groß, und Menschen können ihn nicht erzwingen. Aber mir fiel der Westöstliche Divan ein, die umfassende Weisheit und der tröstliche Ausblick, die in dem Verse liegen:

«Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident,
nord- und südliches Gelände
ruhn im Frieden Seiner Hände.»